

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 304.

Donnerstag, 30. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(21. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirolauer.

Elinor und Juana waren oder schienen ihm, was für ihn auf dasselbe herauskam, fast vollkommen gleich. Elinor liebte er. Ja, daran war nicht mehr zu rütteln. Er liebte sie, basta. Möchte daraus entstehen, was wollte. Sich jedenfalls belog er nicht mehr. Elinor liebte er. Wenn Elinor aber gleich Juana war, mußte er mit mathematischer Notwendigkeit auch Juana lieben. Sind zwei Größen untereinander gleich, so ist die Liebe zu beiden gleich. Elinor hatte er zu seinem Unglück für immer verloren. Juana hatte er als Ersatz gefunden. Juana konnte er leicht erreichen. Er brauchte sie nur in der Alhambra zu besuchen oder dort ihre Adresse zu erkunden. Ergo brauchte er Elinors Verlust nicht schmerzhaft zu beklagen. Im Gegenteil, Juana mußte ihm viel lockender erscheinen. Eine erfolgreiche Sängerin — selbst Varietäsängerin — ist liebenswerter als eine — selbst noch so kunstfönnige — Entführerin mit Erpresserlaunen. Also — das war das Gelbe des Eies — hatte er Elinor in verbesserte Auflage wiedergefunden und allen Grund, dem Schicksal auf den Knien zu danken.

Doch mathematische Schlüsse befriedigen nicht immer das Herz. Bob Broof war durchaus nicht restlos glücklich über seinen Fund. Nicht bloß wegen der Hemmungen, die ihm aus seinem Brautstande erstanden. Auch sonst. Die Gleichung ging nicht völlig auf. In seinem Blute war nicht Juana = Elinor. Mathematik, die objektivste der Wissenschaften, versagt bei dem Subjektivsten aller Dinge, der Liebe.

Sie erreichten das Haus. In der Diele gähnte Jeremia übermüdet und nervös.

„Das war ein schwerer Tag“, gurgelte er hinten im Hals. „Ich bin hin. Wir wollen schlafen gehen. Wer weiß, was die Nacht und der Morgen uns bringen. Vielleicht werden wir unsere Kräfte brauchen. Gute Nacht, mein Sohn.“

Robert erhob keinen Widerspruch. Er wollte allein sein mit seinen bedrängenden Gedanken und Gefühlen. Er schüttelte dem Schwiegervater die Hand und ging in sein Schlafzimmer.

Hier zog er die Einladungskarte aus der Tasche und betrachtete sie lange. Er schnupperte auch an ihr. Denn sie trug den Hauch von Juanas Parfüm. Juanas Parfüm aber war Elinors.

Dann entledigte er sich des Smokings, der Weste und des schwarzen Schlipses und entnahm dem Schrank Frack, weiße Weste, weißen Binder und einen schwarzen Domino. Mit diesen Geräten beladen, schlich er hinaus auf die hölzerne Galerie, die im ersten wie hier im zweiten Stock die Zimmer säumte und hinablickte auf die lustige Diele.

In diese stille, dunkle Tiefe warf er seine Last hinab. Dann schlich er auf Zehenspitzen zur Treppe. Und rutschte, wie so oft als Knabe, auf dem breiten, blanken Geländer hinunter. Denn er fürchtete, den Schwiegervater, der im ersten Stockwerk zur Ruhe ging, zu stören. Er wollte aber jede Beunruhigung des alten Herrn schonend vermeiden.

Zwar hatte gerade Jeremia Ronald ihm den Erfahrungssatz eingeschärft, daß Klagen und Trauern zwecklos und Zerstreuung weise ist, wenn man dem Gegenstande des Schmerzes doch nicht helfen und nützen könne. Andererseits aber hatte er doch — vielleicht nicht ganz folgerichtig — die Lockungen des Maskenballes spartanisch von sich gewiesen. Es war daher zu befürchten, daß er dem nächtlichen Ausfluge des Eidsams weder seine billigende Teilnahme noch das richtige Verständnis entgegenbringen würde. Dabei förderte der Besuch des Balles doch weit mehr die Interessen seiner Tochter als der des Theaters. Daß sie dort Elinors Doppelgängerin gefunden hatten, lag außerhalb jeder Berechnung. Der Ball jedoch bot immerhin die Möglichkeit, daß Juana sich doch noch als Elinor entpuppte. Wenn es aber um Leben und Freiheit einer Braut geht, darf ein Bräutigam weder auf verbohnte rückständige Ansichten von Vätern Rücksicht nehmen, noch sich die Mühe verdrießen lassen, auch himmelfernsten Möglichkeiten nachzuspüren.

Was verstehen senile Baumwollpflanzler von solchem bräutigamlichen Eifer!

Vorsicht ist nicht nur die Mutter der Weisheit. Robert Broof erfuhr in dieser Nacht, daß sie auch zur Heuchelei in angenehmen verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Denn als er leise, leise über die Galerie der ersten Etage schlich, die letzte Treppe zu gewinnen, öffnete sich plötzlich die Tür zum Schlafzimmer Jeremias, und der Alte trat heraus.

Breit fiel das Licht aus dem Gemache.

„Halt, wer da?“ brüllte der Südstaatler und richtete einen Revolver auf die dunkle Gestalt auf der Treppenhüstung.

„Vorsicht! Ich bin's“, rief hastig der Bedrohte und tastete nach dem Knopfe der elektrischen Beleuchtung.

„Du?“ Jeremia atmete erleichtert auf. „Gut, daß du es bist. Man wird so überreizt durch alle diese ungewöhnlichen Vorgänge. Ich hörte ein Schleichen und dachte natürlich an einen neuen Überfall.“

Bob lächelte gezwungen. Er hatte das Licht der Galerie eingeschaltet.

„Im Pyjama siehst er noch dicker aus“, dachte er unehrerbietig.

„Was spuckst du denn hier in der Nacht umher?“ erkundigte sich Ronald.

„Ich — ich — hole mir ein Buch aus der Bibliothek. Schlafen kann ich doch nicht.“

„Versuche es, mein Junge, versuche es“, rief der Alte.

Also — gute Nacht.“

Damit schloß er die Tür.

Da freute der Schwiegerohn sich seiner Vorsicht, der klugen Verwandten der Heuchelei. Hätte Jeremia ihn in Frack und Domino überrascht, so hätte selbst sein verfallener Intellekt leicht das Ziel seiner Nachterpedition erraten. Wie gut war seine Vorsicht! Er liebte sie weiter! Ging in die Bibliothek, wählte unbescheiden ein Buch — es waren Max Nordaus Konventionelle

„Guten“ — und trug es ziemlich geräuschvoll in sein Zimmer. Hier schürte er einen Stuhl zweimal über den Fußboden. Dann trat er von neuem die Reise in die Tiefe an.

Diesmal glückte sie. In Dunkel der Diele bekleidete er sich mit Binder, Weste, Frack, Mantel und Zylinder. Den Domino über den Arm, entriegelte er geräuschlos die Tür des Windfanges, auch die äußere Pforte ging in gut geölten Angeln — er war auf der Straße.

Ein Mietsauto führte ihn zum Saal, den die Einladung die Stätte des Maskenballes verriet. Die Karte öffnete ihm sofort die Tore der Lustbarkeit.

Es war spät geworden. Die maskierte Ausgelassenheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Bob geriet ohne jeden Übergang in einen Wirbel von Rausch und Übermut, der um ihn kreiste. Er stand geblendet noch und unsicher wie jeder späte Gast beim Eintritt in einen Festsaal.

Da atmete er plötzlich Elinors Parfüm.

„Guten Abend, Herr Broot“, flüsterte neben ihm Elinors Stimme. Er fuhr herum. Vor ihm stand eine große Dubarry in Puderperücke und weitem, bauschen- den Reifrock.

„Juana?“ fragte er, wieder ganz ungewiß.

„Juana? Wieso Juana?“ kam es erstaunt hinter der schwarzen Seidenmaske hervor. „Ach so, du bist mit einer anderen hier, du Treulofer. Da will ich nicht hören.“

Damit tauchte sie hinein in die Wogen des Festes.

Doch wie der berühmte Falke hinter der Taube, stieß Bob hinter den Flüchtenden her. Hart packte er ihren nackten Arm.

„Du — du tust mir weh!“

„Er loderte nicht den Griff.“

„Bist du wirklich Elinor?“

„Wer soll ich denn sein?“

„Wie kommst du hierher?“

„Wie alle anderen. Hier sind heute Abend fast nur Verbrecher. Sag' mir lieber, wie du hierher kommst.“

„Ich — ich — warst du heute bei mir zu Tisch und — nachher?“

„Dein Gedächtnis scheint auffallend kurz.“

„Was hast du nach dem Lunch gespielt? Was hast du gespielt?“

Das schien ihm ein glücklicher Gedanke. Wenn Juana ihn neckte — sie wußte ja, daß er Elinor suchte — an dieser Klippe mußte ihre List scheitern. Nur Elinor konnte wissen, daß sie den dritten Satz aus der IX. Sinfonie gespielt hatte.

„Bist du wirklich so unmusikalisch? Nun, dann verliere ich ja nicht viel an dir. Ich gönne dich deiner Juana. Und damit du es nur weißt: Es war der dritte Satz aus der IX. Sinfonie, du Musikbanau.“

Fortsetzung folgt.

Der Klingelzug.

Eine Silvestergeschichte von S. Schede.

Schwarz und still wie Totenengel mit weit ausgebreiteten Flügeln, über die der Mond geisterhaft strich, standen die Tannen im Schloß von Montjoli. Der alte Marquis, ein Geizhals und Sonderling, der nie hatte sterben wollen, um sein Gold nicht in den Rachen der ungeduldig harrenden Verwandten werfen zu müssen, war nun endlich einem Schlaganfall erlegen. Sein Nefie, ein Gelehrter, der sich ohne Vermögen einen Namen gemacht hatte, trat als nächster Angehöriger in den letzten Tagen des Jahres das reiche Erbe an.

Der Marquis lag schon über eine Woche in der kalten Gruft der von Montjoli, und noch hatte kein Laut die Ruhe der weiten Halle gestört. Alt und grau, als wären es aus dem Mauerwerk entsprungene Gespenster, huschten die Diener über die Dielen und Treppen. Erst zu Silvester kehrte etwas wie Wirklichkeit und Leben in das verlassene Schloß zurück. Ein kleiner Kreis von Freunden hatte sich eingefunden, um in aller Stille mit dem Gelehrten das absterbende Jahr zu beschließen. Sie saßen in dem berühmten Barocksaal mit den kostbaren Gobelins und hohen Ahnenbildern. Aus den schweren Goldrahmen traten gepanzerte

Ritter, Staatsmänner mit glänzenden Orden, Matronen in steifen Seidenkleidern, deren leises Knistern man noch zu vernehmen glaubte. Zwischen ihnen eine verführerische Frau im essensartigen Gewand, voll Schönheit und bannenden Zaubers. Es war das Bild der Marquise Blanche, die ihrem greisen Gatten ein Schlafpülverchen gemischt hatte, nach dem es kein Erwachen mehr gab, und deren längster verstorbenen Liebhaber sich aus Gram am letzten des Jahres an ihrem perlenbesetzten Klingelzug erhängt hatte. Das war vor 200 Jahren gewesen, und es hieß, die schöne Blanche hole sich alle Halbjahrhunderte mit demselben kostbaren, von Edelsteinen glitzernden Strid einen aus ihrem Geschlecht.

Seltenerweise waren eben in dieser Nacht die fünfzig Jahre fällig. Man lachte darüber an der kleinen Tischrunde, die aus lauter aufgeklärten Männern, aus Forschern und Ärzten bestand, die Menschen und Dinge zu sezierten gewohnt waren, und sich nicht durch Spuk und Aberglauben schrecken ließen. Herr v. Montjoli meinte ironisch, die süße Kirke habe sich wohl verrechnet und dem alten Marquis das Kokotoband ein paar Tage zu früh um den Hals gelegt.

Eben schlug die Mitternachtsstunde. Die Gäste hoben das Glas, um das neu heranrollende Jahr zu begrüßen, als aus der Wand, an der das Pastell hing, ein langgedehnter Seufzer — wie das Stöhnen eines gequälten Menschen — drang. Zwei-, dreimal dies seltsame, unerklärliche, bohrende Wehklagen; dann wurde es totenstill.

Betroffen saßen sich die Freunde an. „Es wird der Wind gewesen sein“, meinte der Gelehrte und beugte sich hinaus. Aber kein Hauch bewegte die kalten Büsche und Äste, und über die Tannen breitete die helle Nacht ihr Leichentuch.

Jedenwie blieb in dem Gemach etwas Unheimliches, Ungelöstes zurück, das keine rechte Stimmung mehr aufnehmen ließ. Die Herren gingen auseinander, und Herr v. Montjoli legte sich auf den breiten, als Nachtlager hergerichteten Diwan unter das Bild der Marquise. Bald umfing ihn tiefer Schlaf. Nach kaum einem Stündchen jedoch weckte ihn ein entsetzliches, angsterfülltes Köcheln. Es war wie der plötzliche Aufschrei eines Menschen in höchster Todesnot.

„Zum Teufel!“ Das war doch ein starkes Stück. Der Gelehrte sprang auf, durchsuchte den Saal und alle angrenzenden Räume. Nichts Verdächtiges regte sich. Tiefer Friede umspannte die Wände und Decken, nur die Pendülen takteten mit ihren feinen zitternden Roststimmen. Vom Kamin her fiel ein langer roter Streifen über die schlanken Hände der Marquise. Als hielten sie zwischen den weißen Fingern den in warmes Blut getauchten Klingelzug.

In mühsamer Selbstbeherrschung legte sich Montjoli wieder zur Ruhe. Er mochte wieder kaum eine Stunde geschlafen haben, als er jäh wie unter dem Einfluß einer fremden Macht erwachte. Es war kein Übergang zwischen Schlafen und Wachen. Als er die Augen aufschlug, waren alle seine Sinne geschärft, wie auf etwas Furchtbares gerichtet. Aus dem Klagen und Stöhnen, das deutlich unmittelbar hinter dem Bild zu hören war, wurde ein lautes, wildes, stöhnend hervorbrechendes Heulen, das nichts Menschliches mehr zu haben schien. Montjoli hörte gespannt zu. Kein Irrtum war möglich. Das Schreien kam aus der Wand, als sei hier, wie zur Zeit der Borgias, jemand lebendig eingemauert worden. Das Licht der Kerze fiel voll auf das Bild der Marquise. Wie eine Schlangenhaut schillerte das Gewand in grünen und gelben Tönen, und das Köcheln auf dem zarten Gesicht hatte sich in ein böses, drohendes Grinsen verwandelt. Jetzt wahrhaftig ging ein Zittern durch den schweren Goldrahmen. Die Leinwand hob sich, ein Atmen ließ durch die Brust der bestridenden Frau. Ganz deutlich konnte der Erwachte das beobachten. Ein eisalter Strom rann durch seine Glieder und bemitlet jede Bewegung. Und plötzlich bewegte sich das ganze Bild. Mit aufgerissenen Augen sah Montjoli, wie die Gestalt des furchtbaren Weibes sich ganz langsam ihm zuwendete. Es rückte gleichsam von der Wand weg und kam ihm gegenüber zu stehen. Ganz leicht, ganz geräuschlos.

Er dachte: „Jetzt hebt sie die weiße Hand. Jetzt legt sie mir den Klingelzug um den Hals. Jetzt wird sie mich würgen — immer, immer fester zuziehen.“ Entschlossen holte er zum Schlag aus. Es war zu spät. Etwas Warmes, Schweres hatte sich auf ihn gestürzt, eine schwarze Gestalt, die ihn umklammert hielt und mit Zentnergewicht auf ihm lastete. Funkelnde Augen brannten sich in die seinen. Er spürte einen heißen Atem, wie eine lodernde Flamme über seinem Gesicht und kühlte am Hals einen brennenden Schmerz. Dann schwanden ihm die Sinne. Wie in ein tiefes Meer versank er in Bewußtlosigkeit.

... Um neun Uhr früh am Ersten des Jahres fand

man den Gelehrten tot auf dem Diwan. Auf seinem wackeligen Gesicht lagen die Schreden der Nacht. Eine offene Wunde klappte am Hals.

Durch eine weit aufgesperrte Geheimtür, an der das Bild hing, drangen die entsehten Diener in eine Kammer, in der sich Berge von Papieren, Gold und kostbaren Münzen häuften, an deren Anblick sich der alte verstorbene Geizhals wohl am Abend vor seinem Tod geweidet hatte und deren Geheimnis er mit ins Grab nehmen wollte. Auf der Schwelle

lag die tote, zum Skelett abgemagerte Dronze des Marquis, die hier eingesperrt geblieben war. In seinem Deihnung hatte das Tier den kostbaren Klingelzug der Marquise gezogen, um ihn zu zernagen. Das war der Schlüssel zum Öffnen der Kemetate gewesen.

Still und unbewegt, als habe sich gar nichts ereignet, blühte die schöne Blanche mit ihrem bestridenden Lächeln auf den Toten herab. Jetzt hatte sie Ruhe. Nach genau fünfzig Jahren hatte sie sich den Lektien aus ihrem Geschlecht geholt.

Alt-Nassau

Aus alt-nassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

XXIV.

Aus dem langen Schreiben des Vaters Bigelius an den Sohn möge noch folgende Stelle angeführt werden: „Du meidest, daß Dir die Lebens Art in Gießen besser gefallen habe, als die Göttinger, und diese Deine Meinung hat mir auch H. Dergenhahn erwehnt. Ich muß aber an der Richtigkeit dieser Meinung fast zweifeln, weil ja so viele vornehme und vermuthlich auch wohl gezogene Studenten aus allen Provinzen Deutschlands in Göttingen zusammen kommen, und außer denen so viele honoratores und Gelehrte gleichsam wie im Mittel Punct daselbst etablirt sind, welche doch nicht unter die Ungefitte oder Mürrische gehören werden. Beseitige Dich also einer guten und feinen Lebens Art, eines allezeit munteren und freundlichen Wesens. Nam qui profluit in literis, sed deficit in moribus, plus deficit quam profluit.“¹⁾

Wieder hören wir — wir wissen ja, daß es eine Ausnahme ist — etwas über das häusliche Leben: „Dein Bruder Frits²⁾ hat am 18ten April seine ersten Hosen angezogen, wozu es aber viele persuasion gekostet hat. Seit dem aber ziehet er seinen Matrosen habit gerne an, und ist beständig im Hof oder Garten. Diese Neuigkeiten weiß ich keine, außer, daß die älteste Jungfer Weisin mit Herrn Oberländer Hols, der in Badischen Diensten, und der jüngste Sohn des alten hiesigen Oberförsters³⁾ ist, am 2ten Feiertag copulirt worden.“

Mit der Gesundheit des Regierungsrats scheint es damals schlecht gestanden zu haben; wiederholt erwähnt seine Schwester Dorothea in Darmstadt in ihren Briefen sein ungünstiges Befinden und am Schluß seines Briefes vom 18. Mai 1785 schreibt er dem Sohn: „Ich muß wegen Mangel an Zeit und vielen Arbeiten hiermit schließen, empfehle Dich dem Schutz des lieben Gottes, wünsche Dir eine gute Gesundheit, Munterkeit und emsigen Fleiß, und verbleibe in dieser Hoffnung so lang ich mein beschwehrlisches und sieches Leben noch behalte, Dein treuer Vater.“

Über die eigene Gesundheit konnte Louis den Vater im nächsten Brief vom 7. Juni beruhigen; als Ursachen seines nicht ganz befriedigenden Befindens im letzten Winter bezeichnete er die ungewohnte Lust in Göttingen und sein „dickes Geblüt“, er habe aber die letzten Ferien angewendet, um sich häufig ordentlich Bewegung zu machen, und seitdem befinde er sich recht wohl. Daß die Göttinger Reichwürde dem Vater geschmeckt haben, wundert ihn nicht, denn Frau Spidermann hat sie selbst gestopft, da mußten sie doch gut sein! Wenn es gewünscht wird, will er gerne zuweisen mit dem Frankfurter Fuhrmann ein paar Pfund schicken, in der Hoffnung, daß sie bei einem Glas Massenheimer recht gut bekommen mögen. Endlich ist er auch in der Lage, seinen endgültigen Stundenplan vorzutragen; er hört also in 15 Stunden Pandekten, zweistündig Rechtsstreitfragen — alles bei Prof. Waldeck; 6 Stunden reine Mathematik und 5 Stunden praktische Geometrie bei Kandidat Oppermann; dann noch 5 Stunden Reichsgeschichte; das geographische Kolleg bei Gatterer, „allgemeine Länderkunde“ fiel zeitlich mit der Geometrie zusammen und konnte deshalb nicht von

ihm gehört werden, denn gerade diese mit Übungen in der Feldmeßkunst, mit Anleitung zur Anfertigung von Geländeaufnahmen und Rissen verbundene Vorlesung war ihm von größter Wichtigkeit. Dazu kamen 2 Stunden Französisch gemeinsam mit Herrn v. Hagenberg bei einem geschickten Sprachlehrer, der theils schriftliche Arbeiten anfertigen ließ, theils Sprachübungen mit ihnen trieb. Aus dem Rahmen heraus fiel dies einstündige Publikum⁴⁾ des Professors Spittler über italienische Geschichte, das Samstags von 1 bis 2 Uhr gelesen wurde. Mit diesen 36 Stunden in der Woche war Louis um so stärker belastet, als die Pandektenvorlesung sehr viel häusliche Vorbereitung und Nacharbeit erforderte, wenn sie von Nutzen sein sollte. So schrieb er denn auch an den Vater: „Sie sehen aus dieser ganzen Einrichtung, daß ich diesen Sommer nicht vergeblich in Göttingen bin, sondern, daß ich mit diesen Collegis, den Repetitionen und Praeparationen kaum um 1/2 12 Uhr des Abends fertig werde, und die Praeparation noch auf den andern Morgen versparen muß. — Dies ist auch die Ursache, daß ich Ihnen bisher keine lateinische oder französische Briefe geschrieben habe, weil mir diese zu viel Zeit wegnehmen würden, welche ich auf eine nützlichere lecture in diesen Sprachen verwenden kann. Allein Ihrem Anrathen gemäß werde ich mich an die künftigen Preisfragen doch wagen, wenn sie anders meinen Kenntnissen gemäß sind. Bei dieser Gelegenheit melde ich Ihnen auch, daß vergangenen Sonnabend die vorigen Preisfragen in hiesiger Universitätskirche mit vielen Solennitäten sind entschieden worden.“⁵⁾ In der Juristen Facultaet erhielt ein gewisser Hugo aus dem Badischen unter 12 Certanten⁶⁾ den Preis, und sonderbar ist es, daß unter den vielen Landeskindern kein einziger einen bekommen hat.“

Auf den Einwurf des Vaters gegen die Meinung des Louis, daß das Leben in Gießen gemüthlicher sei als in Göttingen, antwortet der Sohn: „Meiner von H. Dergenhahn bestätigten Bemerkung von der Gieser und Göttinger Lebensart können Sie zuversichtlich Glauben beimesen. Zwar ist die hiesige viel feiner und galanter als in Gießen, allein deswegen auch desto steifer und kostspieliger, wenn man sich nur einigermaßen distinguiren will. Wer daher, ich sage gewiß nicht zu viel, nicht wenigstens 80 Louisd'or zu verzehren hat, sondern sich nach seiner Dedo strecken u. wegen seines Auskommens besorrt leben muß, der lebt in der Göttinger großen Welt, wo nur der angesehen ist, der am meisten Geld hat, laane nicht so heiter u. veranigt, als in dem kleinen Zirkel von seines Gleichen, die es besser mit ihm meinen u. mehr auf als deutschem Fuß leben. — Allein man muß sich in alle Verhältnisse des Lebens zu schiden wissen, und ich bin meines Theils so fest von Ihrer natürlichen Güte u. Fürsorge überzeugt, daß ich in der zuversichtlichen Hoffnung lebe, daß ich nie nöthig haben werde, mich über meine gegenwärtige Lage zu beschwehren. — Von mir aber können Sie überzeugt sein, daß ich mit gerührtem Herzen die vielen Wohlthaten aus Ihren Händen empfangen, und daß ich zeitlebens in dem festen Vorsatz beharre, mich durch Fleiß und gute Aufführung derselben täglich würdiger zu machen, und wenn mir Gott die Gnade verleiht, Sie nach

¹⁾ Publica oder publice gelesene Vorlesungen sind solche, welche von den Dozenten unentgeltlich und öffentlich gehalten wurden, gewissermaßen als Gegenleistung für den staatlichen Gehalt. Den Gegenstab bilden die Privatvorlesungen — privatim gelesen —, wofür Kolleggeld bezahlt wurde.

²⁾ Sonnabend, 4. Juni, war der Geburtstag des Königs Georg III. von Großbritannien und Irland, Kurfürsten von Hannover (1760–1820). Aus diesem Anlaß fand eine akademische Feier in der Universitätskirche statt, wobei die Namen derjenigen, welche die vorjährigsten Preisfragen der einzelnen Fakultäten erfolgreich gelöst hatten, veröffentlicht und die Preisfragen für das neue Jahr gestellt wurden.

³⁾ Bewerber, Bearbeiter der Preisaufrage.

¹⁾ d. h. Fortschreiten in der Wissenschaft, aber Rückgang in den guten Sitten bedeutet größeren Rückschritt als Fortschritt.

²⁾ Frits war geb. 28. November 1781, damals also etwa 3 1/2 Jahre alt.

³⁾ Der Oberförster Hols ist wohl in der ersten Hälfte 1790 gestorben; im Juni 1790 wollten seine Erben das hinterlassene Haus in der Kirchgasse vermieten oder verlaufen. — Der 2. Feiertag ist Pfingstmontag, der 16. Mai 1785, die oben erwähnte Vermählung war also eine ganz neue Neuheit.

wenigen Jahren als ein wohlgerathener junger Mann, gesund wieder zu sehen, dann wird Ihnen mein Stummer Dank mehr sagen, als alle gekünstelte Rede, und dann erst werde ich mich mit Überzeugung nennen Meines liebsten Vaters gehorsamsten Sohn L. C. Bigelius."

Dieses Schreiben scheint des Vaters volle Zufriedenheit gefunden zu haben; er antwortet am 29. Juni u. a. folgendes: „Dah, wie Du schreibst, des Lebens Art in Göttingen steifer jedoch aber auch feiner als in Gießen ist, das wird Dir wenigstens darin nützen, daß Du Dich ebenfalls zwar nicht einer steifen, aber doch einer feinen Lebens Art zu befleißigen u. anzugewöhnen Gelegenheit hast, als worauf bey der heutigen Welt sehr viel ankommt, wo sich die alt Teutsche Ungezogenheit u. Vertraulichkeit ganz zu verstreuen anfängt. Verne Du nur die dortige feine u. gesittete Lebensart u. sey vorsichtig in Deiner Rede, Thun u. Lassen auch unter solchen Menschen, welche Du vor Deine gute Freunde hältst. Dies muß freylich nicht in ein unanständiges und ganz sichtbares Mißtrauen ausarten. Eine vernünftige Zurückhaltung aber kan auch bey einem offenen oder decachirten Betragen aller bestehen, und macht öfters bey anderen mehr wohlgefallen.“ Ein junger Mann nach dem Herzen des Regierungsrats war, wenigstens äußerlich, der junge Herchenhan; er schreibt darüber: „Deute Nachmittag machte S. Herchenhan mir die Visite. . . Sein Exterieur ist gut. Er ist nicht schüchtern, sondern anständig affabel u. decachirt, weiß aber, was er spricht, u. spricht nichts, was ihm nachtheilig seyn könnte. Sein Gemüthscharacter scheint auch gut zu seyn“, und in einem gewissen Zusammenhang damit fährt er fort: „Das Versprechen, welches Du mir machst, als ein wohlgerathener u. mit Wissenschaften gezierter junger Mann wieder zurück zu kommen, wird mich bey seiner Erfüllung herzlich erfreuen, wenn ich es erleben sollte.“ — Ausnahmsweise enthält das Schreiben einige allgemein interessierende Neuigkeiten: Fürst Carl Wilhelm, seine Gemahlin und ihre beiden Töchter waren am 21. Juni (1785) glücklich und gesund, offenbar nach einem längeren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, aus Paris in Biebrich wieder eingetroffen, ferner war Regierungsrat v. Gündorode aus nassauischen Diensten ausgeschieden und als Schöffe und Senator in den Dienst der Freien Stadt Frankfurt getreten.⁷⁾

⁷⁾ Frhr. Friedrich Maximilian v. Gündorode, aus Frankfurt stammend, fand seit 1775 im Dienst des Fürsten Carl Wilhelm von Nassau-Usingen, wo er als Regierunsrat, Mitglied des Konfistoriums und zuletzt als Polizeidirektor tätig war; auch begleitete er den Fürsten 1784 nach Paris. In Frankfurt war er danach der letzte kaiserliche Stadtschultheiß und starb dort am 9. Mai 1824. Val. Schliephake-Menzel, Gesch. von Nassau, Band 7, S. 592.

Sage von Burg Eppstein.

Mitgeteilt von Gustav Salm.

In seinen „Volksagen“ erzählt der badische Hofrat Moos Schreiber 1822 von der „Burg Eppstein“ wie folgt: „Am Taunusgebirg sind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den schönsten Blumen und Pflanzen beschenkt. Zwischen diesen Thälern liegt auf einem Berg das alte Schloß Eppstein, in Ode und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. — Dieser verirrte sich einst auf der Jagd hieher — damals war aber die Gegend sehr wild und schauerlich. Eppo warf sich, ermüdet, am Fuße des Berges, bey einem Felsenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile gerastet hatte, erhob er sich wieder und wollte den Heimweg suchen, aber in diesem Augenblick hörte er den Gesang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig und die Stimme schien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete sich durch das Gestrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal stand er vor einer Felsenhöhle und am Eingang derselben sah eine Jungfrau von wunderschöner Gestalt. Sie hatte das traurige Lied gesungen, und weinte jetzt bittere Tränen und trocknete sich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als sie den Ritter erblickte, streckte sie die Arme nach ihm aus und bat mit leiser, ätender Stimme, sie zu retten.“

Eppo fragte nach ihrer Herkunft und wie sie in diese Wildnis gerathen sei. — „Ich kann euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen“, antwortete die Jungfrau, „denn bald ist die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha, und bin dort drüben auf der Burg Bremthal ge-

horen. Der Riese, der auf diesem Berge haust, erschlug meinen Vater und meine Brüder und führte mich als seine Gefangene hierher, und quält mich mit seiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfangte, so weicht sichtbar jede Kraft von ihm und er ist außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich, in der Mittagsstunde, bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Mensch ihn zu wecken vermag. In diesem Augenblick ist er davon befallen, und liegt oben auf der Bergspitze.“ — „Ich will den Unhold in die Hölle senken“, rief Eppo und zog sein Schwert. — „Ach“, erwiderte die Jungfrau, „den Riesen verlegt kein Eisen.“ — „So will ich ihn den Berg hinabstürzen.“ — „Auch das ist jetzt unmöglich. So lang er schläft, können tausend Hände ihn nicht von der Stelle bewegen.“ — Der Ritter that ihr den Vorschlag, mit ihm zu entfliehen. — „Seht Ihr denn nicht, daß ich gefesselt bin“, sagte Bertha, und zeigte auf die Ketten an ihrem Fuß. „So oft die Stunde seines Schlafs naht, so oft er auf Menschenblut ausgeht, schläft er mich am Eingang dieser Höhle an.“ — „Ich will, ich muß euch befreien, schöne Jungfrau“, rief der Ritter aus, „und wenn es mein Leben kosten sollte.“ — Bertha sah ihn mit einem dankbaren Blick an und sagte: „Wenn Ihr das wollt, so geht hinüber auf die Burg meines Vaters, und laßt euch vom alten Burgvogt das eiserne Reth geben, welches mein Vater als ein Wahrzeichen aus Palästina mitgebracht. Es ist mit wunderbarer Kunst verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen.“

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Burg Bremthal ging und das Reth abholte, und sich damit am anderen Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüsch gewartet haben, als sie ihm aus dem Gitter der Felsenhöhle zurief: „Es ist ein günstiger Augenblick, den Gott sendet“, sagte sie; „der Riese sitzt an der Seite des Berges und schneidet sich eine Querspiste. Geht mir geschwinde das Reth und harret hier, bis ich euch wieder rufe.“ — Der Ritter reichte ihr das Reth durch das Gitter, denn es war küssam zu jeder Gestalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Berges und breitete es auf der Stelle, wo der Riese zu schlafen pflegte, und bedeckte es sorgfältig mit Moos und streute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsstunde kam heran — der Riese nahte sich, halb schlaftrunken, dem duftenden Bette und streute sich ob der Sorgfalt, welche seine schöne Gefangene ihm bewiesen. Über der Freude vergaß er diesmal auch, sie anzuketten, und warf sich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Reth über ihm zuzog und den Ritter herbey rief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinaufzukommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verschlossene Höhle; alles ringsum war eine fast undurchdringliche Wildnis. Endlich gelang es ihm doch, sich auf die Höhe hinaufzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm, züchtig erröthend, entgegen, und bat ihn, sie nun nach ihrer Burg zu geleiten. — „Das will ich gern“, antwortete Eppo, „aber Ihr seid dort nicht sicher vor dem Riesen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Reth zu durchbrechen, und kein Mensch in der Gegend ist vor ihm sicher. Darum muß er erst aus der Welt geschafft werden.“ Bertha seufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieser führte sie sorgfältig den Berg hinab und hieß sie dort seiner warten, und kehrte dann auf den Gipfel zurück. Er versuchte es einigemal, den Riesen, der am Abhang eines Felsens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anstrengung war umsonst, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich schlug er die Augen auf und fing, als er sich umstrickt sah, so entsehtlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüste hin tönte. Er machte einen Versuch, sich aufzurichten, da nahm Eppo die Gelegenheit wahr und stieß ihn gegen den Rand des Felsens mit solcher Kraft, daß das Ungethüm hinab kollerte. Aber die ungeheuren Gledmahen blieben, erschmettert, am zackigen Gestein hängen und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Riesen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbey und lekten sich an seinem Blut und in ihr Gefreiß mischte sich das schreckliche Gewinsel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab zur schönen Bertha und führte sie auf ihre Burg, und nach einigen Wochen wurde sie seine Hausfrau. Auf dem Berg, wo er sie gefunden, baute er ein Schloß und gab ihm den Namen Eppstein. Dann ließ er die Gebeine des Riesen sammeln und unter dem Thorgewölbe der neuen Burg zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.“

So weit Schreibers Erzählung. Ein Dichter war er nicht, der gute Hofrat, aber es bleibt verdienstlich, daß er, dem Zeitgeschmack huldigend, zahlreiche Sagen der von ihm bereisten und beschriebenen Landschaften aufzeichnete.